Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 5 (1992)

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

Aktuelle Vergangenheit

Hans Rudolf Hilty: «Bruder Klaus oder Zwei Männer im Wald», Rentsch-Verlag. Zürich 1981, 263 Seiten.

Hans Rudolf Hilty ist Stadt-St. Galler; er lebte bis 1963 in seiner Vaterstadt, wo er als Schriftsteller, Journalist und Herausgeber wirkte. Die Hilty sind ursprünglich Werdenberger. So verwundert es nicht, dass in seinem historischen Roman zu Bruder Klaus ein Werdenberger namens Andreas Montaschiner, ein Journalist, Schriftsteller und Historiker, einem Doktor Alois Kiser, Kustos des Museums für Helvetische Altertümer, Departement des Innersten, begegnet. Diese beiden, die «Zwei Männer im Wald», wandern immer wieder durchs Küsnachter Tobel zum Pfannenstiel, und zugleich erwandern sie unsere Zeitgeschichte und deren Wurzeln auf eine unterhaltsame und eingängige Weise. In Rede und Gegenrede, in behutsamer und sorgfältiger Annäherung kreisen sie Gegenwart und Geschichte ein. Kristallisationsfigur ist der heilige Bruder Klaus.

Genügt es, dass sich ein Andreas Montaschiner auf Waldspaziergängen im Züribiet dem Schweizer Nationalheiligen zu nähern versucht, um lokalhistorische Interessen im Werdenberg zu wecken? Nun, Lokalgeschichte und Heimatkunde sind in den allgemeinen Geschichtsablauf eingebettet, und sie können nur von dort aus eingeordnet und richtig verstanden werden. Zudem ist das Geschichtsbewusstsein vieler durch einseitige oder gar falsche Bilder getrübt und deformiert. Ein vernebeltes Geschichtsbewusstsein schafft und erhält aber auch die stickige Atmosphäre der Engnis, gegen die um unserer Zukunft willen anzukämpfen ist.

Ich denke, dies schafft Hans Rudolf Hiltys Roman «Bruder Klaus». Aber ist dieser mit seinem zum Sprichwort gewordenen Rat «Macht den Zaun nicht zu weit» nicht gerade ein Verfechter der schweizerischen Einigelung? Die «Zwei Männer im Wald» räumen mit diesem und mit anderen gängigen Schulbuchklischees gründlich auf. Es wird ein Bruder Klaus der Solidarität mit allen Entrechteten und Ausgebeuteten gezeigt. Dieser Bruder Klaus hat mit dem Stanser Verkommnis wohl kaum viel gemein gehabt. Denn mit diesem «reaktionären Wisch» beginnt der Absolutismus in der Eidgenossenschaft; zum ersten Mal in unserer Geschichte kommt darin das Wort «Untertan» vor, und die eidgenössische Idee wurde gründlich verraten. So wird verständlich, dass der Ratsherr und Hauptmann von der Flüe im reifen Alter zum Aussteiger und Dissidenten wurde, vom Volke geliebt und verehrt, von vielen Herren beargwöhnt. Es verwundert somit auch nicht, dass Bruder Klausens Heiligsprechung bis 1947 auf sich warten liess.

Hans Rudolf Hilty nähert sich der Heiligkeit des Eremiten einfühlsam und erhellend. Klaus war ein ganzer Mensch, von strotzender Lebenskraft und naturhafter Sinnlichkeit, in seiner Jugend auf den Viehzügen in die Lombardei, später in Amt und Würden und als Familienvater vieler Kinder (das letzte war ein Jahr bevor Klaus seine Familie verliess gezeugt worden). Als Suchender und Pilger verliess Klaus seine Heimat, wurde aber durch die sogenannte Feuervision bei Liestal wieder in seine Berge zurückgewiesen. Dort wirkte er als Waldbruder, später begleitet von der jungen Schwester Cäcilia Bergmann, einem armen Bauernmädchen aus Unterwalden, dessen Existenz aus den üblichen Bruder-Klaus-Biographien einfach herausgestrichen wurde.

Der heilige Bruder Klaus ist die Gestalt einer Zeitenwende. Obwohl Ratsherr und Hauptmann, war er Analphabet; erst sein Sohn Kläusli hat dann Theologie studiert. Bruder Klaus verkörperte noch eine Zeit, in der die Kluft zwischen dem Menschen und der übrigen Schöpfung nicht vollends aufgebrochen war. Trotzdem oder vielleicht deshalb war diese Zeit gar nicht so inhuman: noch bekämpfte die Kirche den Hexenglauben – bald sollte sie die Hexen selber verfolgen. Schwester Cäcilia blieb dieses Schicksal wahrscheinlich nur wegen des Ansehens von Bruder Klaus erspart. Kurz nach ihm brach ja die Reformation auf, welche Freiheit verhiess. Reformation und Gegenreformation überboten sich dann aber gegenseitig in Prüderie und Engstirnigkeit; die Feuer der Hexenprozesse loderten.

Einmalig zeichnet Hiltys Buch diesen geistesgeschichtlichen Wandel nach. Man kann die komplexen Zusammenhänge zwischen den historischen Fakten und der Weltanschauung bis hin zur Theologie in präzisen Bildern förmlich anfassen. Immer wieder werden im Roman aber auch die Bezüge zu heute hergestellt. So wird es dem Leser möglich, die Annäherung an ein halbes Jahrtausend zurückliegende Geschehnisse und die Einkreisung des Ratsherrn und Hauptmanns, des Aussteigers und Dissidenten, des Eremiten und Heiligen, des Menschen Klaus von Flüe selber nachzuvollziehen. So wird Geschichte als Geschichtenschreibung hochinteressant. Sie regt zu jenem Denken an, das zur Bewältigung unserer Aufgaben von uns Zeitgenossen gefordert ist. Nach dem Jubiläumsjahr 1991, nach Rummel und klugen Worten, nach Beweihräucherung der «Alt fryen Eidgnossenschaft», nach dem Protest «700 Jahre sind genug», an der Schwelle zu Europa, wo die Frage des «Zauns» wieder aktuell wird, ist die Beschäftigung mit den bereichernden Gedanken dieses Buches besonders empfehlenswert – sie wird nicht zur langweiligen Pflichtübung geraten, sondern Freude und Lesevergnügen bringen.

Hans Sulser, Weite

Werdenberger Schicksale III

Valentin Vincenz: «Feldgrau bis Bunt. Dokumente und Erinnerungen aus dem Sol-

datenleben.» Herausgeber: Paul Hugger. BuchsDruck und Verlag, Buchs 1991, 175 Seiten.

Mit dem dritten Teil der «Werdenberger Schicksale» ist diese von Paul Hugger angeregte und herausgegebene Reihe nun verwirklicht. Zweifellos wird sich mancher mit dem Thema – erlebter Militärdienst in Kriegs- und Friedenszeiten – nur unter Vorbehalten anfreunden können, birgt dieses doch auch ein teilweise fragwürdiges Element in sich: Bis in die Gegenwart hinein zählt es unbestreitbar zu den bevorzugtesten und meistgehörten in der Schweiz, und das führt eben zwangsläufig auch zu Überdruss.

Solche Befürchtungen bestätigen sich indessen nicht. Versammelt sind hier nicht jene Berichte von Heldentaten und unsäglichen Strapazen, die früher oder später zum Gesprächsinhalt jeder Biertischrunde werden. Es sind, verstreut über einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten, vielmehr kurze Einblicke in jene Abschnitte des Lebens von Werdenbergern, worin Soldatentum und kriegerische Ereignisse den Tages- und Jahresablauf bestimmten oder doch mitbestimmten. Anhand von Dokumenten, die zum Teil auf abenteuerliche Weise zu uns gefunden haben, erfahren wir «Geschichte von unten». Die Briefe aus dem Feld wurden nicht von Leuten geschrieben, die sich zu Chronisten ihrer Zeit berufen fühlten. Sie erzählen von Ängsten und Nöten, von unverhofften Freuden und fatalistisch ertragener Unbill, von Heimweh und Wiedersehen und geben uns – was dem Buchtitel nicht ohne weiteres zu entnehmen ist – auch interessante Auskünfte über das Alltagsgeschehen. Gerade auch die «unmilitärischen» Briefe ins Feld sind es, die als volkskundliche Quellen mannigfache Einzelheiten zutage fördern oder antönen. Sie enthalten Hinweise auf ausgestorbenes Brauchtum, unmittelbare Auswirkungen der jeweiligen Wirtschaftslage, Lebensumstände, Freiheiten und Abhängigkeiten einer in festem Glauben Halt habenden Gesellschaft. In diesem Zusammenhang lesen sich die oft mühsam ermittelten biographischen Angaben als wichtige Ergänzungen. Was die Aufzeichnungen nur vereinzelt beinhalten, sind geschichtliche Aussagen und politische Stellungnahmen. Als Zeitgenossen früherer miltärischer Bewegungen waren etlichen Schreibern deren Hintergründe offenbar gar nicht richtig bewusst oder kaum erwähnenswert. Die historische Einordnung, die der heutige Leser aber verlangt, hat Vincenz in knappen Einführungen vorgenommen. Angefangen beim auswärtigen Söldnertum im 18. Jahrhundert über die Französische Revolution und die Anfänge des schweizerischen Militärwesens bis hin zum Zweiten Weltkrieg ist so ein relativ umfassender Ablauf geglückt, der beträchtlichen Sammel- und Recherchiereinsatz verlangt hat. Lobenswert ist dabei, dass gelegentlich auch einzelne Schicksale von Nebenpersonen weiterverfolgt wurden. Mit den Erinnerungen heute lebender Werdenberger umfängt den Leser zum Schluss die Gegenwart wieder. Er hat aus ungewohnter Warte in die Vergangenheit geschaut, aus einem Blickwinkel, wie er dem schulischen Geschichtsunterricht eigentlich vermehrt zu empfehlen wäre.

Grosses Gewicht wurde der Bebilderung des Buches beigemessen. Sind es zunächst aussagekräftige Zeichnungen, Ausschnitte alter Landkarten und Faksimiles von Schriftstücken, mehrt sich ab der Zeit des Deutsch-Französischen Kriegs das photographische Material, das sich dann besonders zur Illustration der Kapitel über die beiden Weltkriege zu einer eindrücklichen zweiten Ebene entwickelt. Weniger leserfreundlich hingegen ist die Plazierung der Anmerkungen, welche gesammelt im Anhang untergebracht sind. Eigentliche Fussnoten auf den Textseiten hätten hier das unliebsame Blättern oder Buchzeichensetzen ersparen können.

N.K.

Grabser Urbar 1691

Hans Stricker: «Das Urbar der Gemeinde Grabs 1691». BuchsDruck und Verlag, Buchs 1991, 239 Seiten.

Jede Gemeinde ist stolz auf ihre alten Urbarbücher. Während diese vor Jahrhunderten als verbindliche Güter- und Ertragsverzeichnisse, auf die man sich in Streitfragen berufen konnte, in regem Gebrauch waren, ist ihr heutiger Wert von anderer Art. Vielen Aussenstehenden bleibt rätselhaft, weshalb solche vergilbte Urkunden unseren Vorfahren so kostbar waren. Zwar haben sich gelegentlich eifrige Lokalhistoriker, wie etwa der Buchser Lehrer Nikolaus Senn, bemüht, diese Texte aus der Vergessenheit heraufzuholen, sie zu veröffentlichen und dadurch im Volksbewusstsein zu bewahren, ohne dass es ihnen aber gelungen wäre, das zusammen mit der Rechtskraft erloschene einstmalige Interesse an diesen Dokumenten wieder zu erwecken.

Andere Zeiten, andere Methoden. Inzwischen ist die akademische Wissenschaft auch in die Niederungen der Ortsgeschichte vorgedrungen. Historiker und Sprachforscher haben die alten Schriften in den Ortsarchiven als ergiebige Quellen neu entdeckt. Hans Stricker, ausserordentlicher Professor für Vergleichende Romanische Sprachwissenschaft an der Universität Zürich, hat sich entschlossen, ein Urbar seiner Heimatgemeinde zu bearbeiten, zu kommentieren und, genau dreihundert Jahre nach dessen Entstehen, herauszugeben. Mit dem alten Buch ist der Verfasser der Dissertation «Die romanischen Orts- und Flurnamen von Grabs» (1974) seit seiner Studienzeit vertraut. Sein enges Verhältnis zum Material wird ersichtlich sowohl aus der von ihm bis ins Detail klug durchdachten Konzeption als auch aus der grossartigen Orts- und Sachkenntnis, die er ausweist.

Auf Doppelseiten stehen sich Urtext (in Druckschrift, nicht faksimiliert) und Übertragung zeilengetreu gegenüber, und gleich darunter finden sich die zahlreichen ausführlichen Anmerkungen, so dass sich ein aufwendiges Suchen nach sekundären Informationen weitgehend erübrigt. Diese Fussnoten, die neben sprachgeschichtlichen Auskünften eine enorme Fülle von allgemein aufschlussreichen Angaben bieten, vermögen sogleich Spannung zu erzeugen und animieren auch den auf diesem Gebiet weniger geübten Leser, die langatmige Flurbegehung weiterzuverfolgen. Ein Verzeichnis von schwierigen Wörtern und Familiennamen sowie ein Ortsregister im Anhang runden das Werk zu einer gebrauchsfreundlichen, kompakten Einheit ab.

Anders als vergleichbare Schriften ist das vorliegende Buch illustriert. Zunächst mit einigen faksimilierten Seiten des Originals, dann mit passenden Geländeaufnahmen. Als Auflockerung wie auch als sachliches Anschauungsmaterial eingesetzt, verleihen die vielen qualitativ überzeugenden Photographien von Hans Jakob Reich, Salez, – im Gang durch die Gemeinde nach Möglichkeit übereinstimmend plaziert – dieser Neuerscheinung zusätzlich eine weitere ansprechende Note.

N. K.

Meditationen um eine Kirche

Jakob Vetsch-Thalmann: «Das Geheimnis der Kirche von Gretschins.» Werdenberger Bücher-Reihe Band 10. BuchsDruck und Verlag, Buchs 1991, 84 Seiten.

Jakob Vetsch ist den Werdenbergern als Autor besinnlicher Bücher kein Unbekannter. In seinem neuesten Büchlein stellt er die Kirche von Gretschins, wo er seit bald einem Dezennium wirkt, in den Mittelpunkt von Meditationen unter den Überschriften «Der Weg», «Der Baum», «Die Orientierung» und «Die Harmonie». Ausgehend von seiner Überzeugung, dass sich mit den alten Gotteshäusern und Gebetsstätten nicht nur Glauben, Hoffen und Beten von Generationen verbindet, sondern dass «dieser Ort eine eigentümliche Anziehungskraft besitzt und eine wohltuend anregende Harmonie ausstrahlt», lädt er den Leser zu weitgestreckten Wanderungen und Besinnungen ein: «Wir benötigen das Verständnis für das Unsichtbare wieder, eine Beziehung zu den verborgenen Zusammenhängen des Lebens, ein Gefühl für das Unscheinbare im wahrsten Sinne des Wortes.» Zitate aus dem Alten und Neuen Testament, Hinweise auf mythische Anschauungen bis zurück ins alte Ägypten und nach China und auf philosophische Lehren, vor allem aber eine starke Empfindung für elementare Erlebnisfähigkeit geben dem einfachen Gang zur Kirche, der Beschreibung der mächtigen Linde vor der Kirche eine neue, vertiefte Dimension. Trotz des weitgespannten Rahmens verliert er sich nicht im Detail, sondern kehrt immer wieder zum Gotteshaus in Gretschins zurück. Als historische Quelle im engeren Sinne dient ihm dazu die Geschichte der Kirche von Jakob Kuratli, und nicht alles, was sonst herangezogen wird, mag der Historiker in der gebotenen Knappheit ohne Einschränkungen gelten lassen. Bekanntlich sind sehr viele Kirchen nach Osten ausgerichtet. In einer Zusammenfassung der Geschichte der christlichen Sakralarchitektur seit der Urkirche zeigt der Autor die Entstehung dieses Brauchs auf. Für die Tatsache aber, dass die Kirche von Gretschins von diesem Schema beträchtlich abweicht und südöstlich ausgerichtet ist, möchte Jakob Vetsch nicht, wie das bisher üblich war, die örtliche Topographie verantwortlich machen, sondern glaubt, eine neue Erklärung dafür gefunden zu haben. Ausgehend von persönlichen Beobachtungen zum Lichteinfall im Verlaufe des Sonnenjahrs ist er zur Überzeugung gelangt, dass die Erbauer bereits die Längsachse des ersten Gotteshauses nach dem Sonnenaufgang am Martinstag, also am 11. November, in der Horizontlinie ausrichteten, weil die Kirche «eingebettet ist in den Kosmos» und der Kirchenbau «mit seiner weisen Symbolik solches Erlebnis fördern und der Verkündigung hilfreich zu Diensten sein kann.» Dieses Denken ist auch Grundlage für den Versuch, eine verborgene Harmonie in der Landschaft und der Lage der Kirche und sogar der Verteilung der Kapellen zu finden. Gewiss besteht in solcher Betrachtungsweise die Gefahr, Vermutetes für Gewissheit zu nehmen, weil es sich in die Vorstellung einfügt. Da wird der Historiker andere Massstäbe der äusseren Gewissheit und Beweisbarkeit anlegen. Umgekehrt aber vermag die weitgespannte Symbolik umfassenden Lebenssinn zu stiften, wo die Historie nur Fragmente bearbeitet.

O. A.

Gamser Sagenbuch

Noldi Kessler: «Das Fuhrwerk im Schutzgunten. Sagen aus Gams.» Zeichnungen von Kurt Metzler. Werdenberger Bücher-Reihe Band 11. BuchsDruck und Verlag, Buchs 1991, 95 Seiten.

Mit dem Band 11 der Werdenberger Bücher ist erstmals nun auch die kleinste Gemeinde des Bezirks in der beliebten «Grünen Reihe» vertreten. Verfasser der Gamser Sagensammlung ist der einheimische Lehrer und Lokalhistoriker Noldi Kessler, der seit Jahren vertrauten Umgang mit alten Leuten und Schriften pflegt und bereits vor einiger Zeit eine ortsgeschichtliche Monographie seiner Gemeinde vorlegen konnte. Geschichte und Bedeutung der Gemeinde Gams waren nie eigentlicher Anlass zu eingehender Forschung. So verwundert es nicht, dass bis anhin Sagen aus Gams nur in sehr beschränkter Zahl bekannt geworden sind. Die landläufigen Meinungen, der erhaltenswerte Teil des Sagenschatzes sei längst gehoben, oder die Sage lebe im Volke nicht mehr, verallgemeinern aber doch etwas zu stark, denn Volks- und Aberglaube treiben bis auf unsere Tage ihre Blüten. Bestand noch das frühere Weltbild zu einem grösseren Teil als das heutige aus naturgesetzlich unerklärten Kräften und Urängsten, so ist es doch auch im Atomzeitalter der Zusammenstoss zweier Welten – des Diesseits und des Jenseits –, der heutige moderne Menschen zunehmend in die Irrationalität treibt. Vielfach wächst damit die Angst vor den Grenzen des Wachstums in einer tiefgreifend veränderten Welt und vor unserer eigenen Zivilisation, die, aller Rationalität zum Trotz, als Ganzes ständig unverständlicher wird. Neben rein wissenschaftliche Erkenntnisse treten vermehrt andere Deutungen, Zeichen und Signale. Der Hang zu Spiritismus, zu sektenhaften Bewegungen und zu den Bereichen des Übersinnlichen ist davon Ausdruck genug. So haben denn auch die auf den ersten Blick eher unscheinbaren Überlieferungen aus der Gemeinde Gams, die Geschichten um die Kirche, um den Glauben und den Unglauben – teilweise auch vor geschichtlichem Hintergrund –, die volksnahen Erzählungen vom Teufel, von Hexen und Wiedergängern sowie Älpler- und Geistergeschichten ihre absolute Berechtigung, und es ist dem Autor hoch anzurechnen, dass er vielleicht die letzte Möglichkeit genutzt hat, der Nachwelt diese sterbende Gattung der einheimischen Volkserzählung zu erhalten und weiterzugeben. Dabei bemühte er sich, den alten, überlieferten Ausdruck beizubehalten, und konnte mit nur sanfter Korrektur und wenig Veränderungen des Stils das meiste an Originalität bewahren. In seinem Vorwort erwähnt der Verfasser bescheiden, die Sammlung sei gleichsam ein Nebenprodukt seiner lokalhistorischen Betätigung. Trotzdem erstaunt, dass mit über fünfzig Erzählungen aus Büchern, Zeitungen, Randnotizen und Wiedergaben älterer Menschen ein an Umfang und Inhalten so reichhaltiges Material zur Bearbeitung gelangen konnte. Zur gediegenen Ausstattung des Büchleins leisten auch die zwei Dutzend Federzeichnungen Kurt Metzlers ihren Beitrag, der es verstanden hat, die eigenartige Ausdruckskraft der Sagen mit leichter Hand bildlich zu unterstreichen und der Phantasie des Lesers zusätzlich Anregungen zu geben, die zu grossem Verwundern und Staunen über das Ungeheure und Fremdartige führen, wo sich das Alltäglich-Menschliche und das Mystische überschneiden, wo wir die Ängste, Nöte und Hoffnungen unserer Altvorderen wiederfinden – und ein Stück weit bestimmt auch die unseren selbst.

H. G.

Feine Poesie

Elsbeth Vetsch-Lippuner: «Nebelmond». Im Selbstverlag, Buchs 1990, 143 Seiten.

An Reimern gebricht es uns nicht. Der Verein, die Gemeinde, die Region haben sie mühelos zur Hand, wenn Feiern und Festschriften bedichtet werden sollen, und welche Zeitungsredaktion wüsste über eingesandte Kostproben dieser Art kein Klagelied zu singen? Die Buchserin Elsbeth Vetsch gehört nicht zu den Dorfpoeten.
Wohl etwas unsicher darüber, wie ihre Gedichte ankommen würden, hatte sie sich in ihrem ersten Bändchen («Eisblumen und Schmetterlinge», 1988) noch bemüht, mehrere Türen offenzuhalten. Im Nebelmond tritt eine klarere Linie zutage, sie offenbart sich unmissverständlich.
Und während man lesenderweise Elsbeth Vetsch so besser kennenlernt, stösst man immer und immer wieder auf Bilder und Empfindungen, die die eigenen sind, findet zu verdeckten, vergessenen, verdrängten Gedanken zurück, lernt eigene Züge selber neu erfahren; in Eichendorffschen Zauberworten, welche die in allen Dingen schlafenden Lieder zum Singen bringen.
Zunächst hält einen die Sprache gefangen, am meisten dort, wo Elsbeth Vetsch freie Formen verwendet, wo sie Melodie und Rhythmus mit den Gefühlen und Stimmungen in ungezwungenen Gleichklang bringt. Nie täuscht das Druckbild Vers-Charakter vor, um Prosa zu vergolden. Doch hat die Dichterin auch poetische Kunstformen (Sonett) zu meistern gelernt. Der Eindruck, es sei da und dort umgekehrt, kommt bei ihr nicht auf, denn sie klebt nicht an Lieblingsstrophen, sondern gebraucht mit Leichtigkeit jede beliebige Zeilenzahl, was ja für die deutsche Sprache teilweise recht problematisch ist. Spielerisch und gefällig achtet Elsbeth Vetsch auf rhythmische Schönheit. Sie vermeidet stilsicher das krampfhafte Hängen am Versmass und damit jede hölzerne Starre, so wie sie auch keinesfalls Sätze verdreht um des Reimes und Taktes willen oder bekannte Vorbilder nachahmt. So ist sie zu ihrer ureigenen Sprache gelangt, aus der es singt und duftet, die man fühlt.
Was im Nebelmond vorliegt, sind ausgefeilte, echte Kunstwerklein. Sie schildern Natur, sie halten glückliche Momente fest, fragen nach dem Unergründlichen, drükken Sehnsüchte aus, geben Erlebnisse wieder, beschäftigen sich mit Leben und Tod, sind manchmal tiefsinnige Wortspielereien und – im Schlussteil – lyrische Splitter, Diamantenstaub. Die schönen Fotografien von Heidi Lippuner sind einfühlsam auf den Inhalt abgestimmt und bereichern das Buch völlig ungekünstelt. Erfreulich deshalb, dass dem Nebelmond auch redaktionell und verlegerisch grosse Sorgfalt entgegengebracht wurde.

N. K.

(Un)bekanntes am Alpenrhein und Denkschritte in die Zukunft

Herbert Maeder (Fotos), Mario F. Broggi und Heiner Schlegel (Texte): «Am Alpenrhein. Liechtenstein/Werdenberg». Buchs-Druck und Verlag, Buchs 1990, 232 Seiten.

Beide, die Liechtensteiner und Werdenberger, haben, wenn nicht gerade Nebel die Sicht verhüllt, täglich gegenseitig die Landschaft auch der Nachbarn vor Augen. Beide Bevölkerungen leben im gleichen Landschaftsraum, getrennt nur vom gemeinsamen Talfluss, dem Alpenrhein. Er, das prägende Element des Tals und seiner Bewohner, wurde im Mittelalter mehr zufällig als «natürlich» zur geschichtlichen und politischen Grenzlinie. Mit «Am Alpenrhein. Liechtenstein/Werdenberg» ist erstmals ein prachtvoller Bildband erschienen, der beide Gebiete behandelt, der den Grenzfluss Rhein als verbindendes Element eines gemeinsamen Lebensraumes zeigt und das Hüben und Drüben in seiner grossen Natur- und Landschaftsvielfalt in 170 ausschliesslich farbigen Bildern zu einer eindrücklichen Gesamtschau zusammenfügt. Ein Band, der selbst in der Region Heimische ob der landschaftlichen Schönheit und Vielfalt erstaunen lässt, der in faszinierenden Bildern bewusst macht, wie wenig bekannt vermeintlich Vertrautes mitunter sein kann.
«Wer seine Heimat kennt, ist eher bereit, sich für deren Erhaltung einzusetzen», heisst es in der Einführung zum Buch. Damit ist angedeutet, dass «Am Alpenrhein» nicht einfach durch schöne Bilder faszinieren und unterhalten will, Natur und Landschaft nicht in Form «Heiler-Welt»-Aufnahmen zum gefälligen Konsumgut pervertiert werden sollen, sondern dass der Band Appell ist zum bewussten und schonenden Umgang mit dem gemeinsamen Lebensraum zwischen Fläscherberg und Sennwald, zwischen Churfirsten und Alpstein, Naafkopf und Drei Schwestern. Durch das Ins-Bild-Setzen der den Nachbarn am Rhein gemeinsamen, aber gegenseitig nicht unbedingt bekannten Natur- und Landschaftswerte möchte das Buch zum gemeinschaftlichen Denken und Handeln anregen. Dafür, dass sich dieser Anspruch auf hohem Niveau erfüllt, bürgen erstklassige Autoren: der bekannte Fotojournalist und politisch engagierte Umweltschützer Herbert Maeder und die beiden Textautoren Mario F. Broggi, Vaduz, und Heiner Schlegel, Buchs, beides ausgewiesene Fachleute in ökologisch-umweltplanerischen Belangen.
Was der Fotograf Herbert Maeder während dreier Jahre mit dem ihm eigenen feinfühligen Sensorium für Stimmungen und Dramatik der Natur in einzigartiger Bildwirksamkeit festgehalten hat, findet Vertiefung in Texten, die über Entstehung und Wesen, über Gemeinsamkeiten und Eigenheiten, über Wandel und Bedrohung der Landschaft dies- und jenseits des Rheins Entscheidendes vermitteln. Im Gewicht der Texte liegt auch der tiefere Wert dieses Buches, der es von der grossen Zahl fotografisch ähnlich hochstehender Bildbandproduktionen abhebt: «Am Alpenrhein» ist ein Bildband nicht nur zum Anschauen, sondern zum Lesen und Nachdenken. Auf fundiertem Hintergrundwissen abgestützt und dennoch in bestem Sinne leicht verständlich geschrieben, werden dem Leser umfassende Einblicke gegeben in die Geologie und Landschaftsgeschichte des Tals, in die spezifischen klimatischen Verhältnisse, in die Besonderheiten des Rheins und des heutigen Gewässernetzes, der Pflanzen- und Tierwelt und der Kulturlandschaften – dies alles unter Berücksichtigung der für ein Gesamtverständnis notwendigen, reichhaltigen Vernetzung und unter Einbezug der Einwirkungen des Menschen auf Natur und Landschaftsbild, Einwirkungen, die in den letzten Jahrzehnten zunehmend zur Bedrohung, in manchem zur Zerstörung einstiger Schönheit und Qualität wurden.
Die Bilder, für sich allein betrachtet, zeigen eine Welt, von der man fast versucht sein könnte zu sagen: Hier ist die Welt noch in Ordnung. Ein Schluss, der sich bei eingehender Auseinandersetzung mit diesem Buch aber rasch als Trugschluss erweist. Die Schönheit der Bilder führt im Text weit über das nur Gefallenwollen hinaus zu den sich stellenden Herausforderungen. Frei von unrealistischer Naturschwärmerei for-

mulieren die Autoren klare Wunschvorstellungen für ein künftiges Alpenrheintal und zeigen Visionen auf für ein weiterentwickeltes Rheintalbild. Ein Bild, das unter anderem an die Stelle einer noch weitergehenden Technisierung und Zementierung des Rheinlaufs durch Kraftwerk-Staustufen die für lange Zeit letzte Chance setzt, sich – bevor es zu spät ist – Gedanken über eine Neugestaltung des Rheins im Sinne der Renaturierung zu machen, hin zu einem Rhein, wie es im Text heisst, der mithelfen könnte, unsere hochtechnisierte Wohlstandsgesellschaft zu einem neuen Gleichgewicht mit der Natur zu führen.

H. J. R.

Liechtensteinische Mediziner des 19. Jahrhunderts

Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 89. Hg. vom Historischen Verein für das Fürstentum Liechtenstein, im Selbstverlag, Vaduz 1991, 268 Seiten.

In seiner neuen, grosszügigen Aufmachung bietet das traditionelle Liechtensteiner Jahrbuch in einem guten Dutzend Beiträge wiederum kostbare Einblicke in die Geschichte und die geschichtliche Erforschung der liechtensteinischen Vergangenheit.

Am Anfang zeichnet Georg Malin einfühlsam das erfüllte und reiche Leben des verstorbenen Landesfürsten Franz Josef II. nach. Dessen besondere Beziehung zum Landesmuseum wird in einer kleinen Fotodokumentation unterstrichen.

Die archäologischen Beiträge von W. Waid und weiteren Autoren zeichnen in Wort und Bild die Ergebnisse archäologischer Grabungen und Beobachtungen der letzten Jahre nach; vier Abschnitte beziehen sich auf Balzers, wo die Bautätigkeit viele interessante Einzelfunde ans Tageslicht förderte; ein weiterer Beitrag beschäftigt sich mit einer archäologischen Sondierung im Torkel des Roten Hauses zu Vaduz; als Funde aus der Bronzezeit werden eine Gewandnadel aus Gamprin und ein Bronzebeil in Vaduz beschrieben und analysiert. Auch wenn keiner dieser Beiträge grundlegend neue Erkenntnisse ergibt, so verdient doch die mustergültige Darstellung Anerkennung, denn sie schärft das historische Auge und fördert die Bereitschaft, auch den kleinen Detailfunden archäologische Aufmerksamkeit zu schenken. Ausführlich orientiert der Jahresbericht des Historischen Vereins über die vielseitigen Tätigkeiten und Projekte, die anschliessenden Artikel informieren über das Landesmuseum und den Ausbau seiner Sammlungen, unter anderem stellt N. Hasler aus Anlass der Eröffnung eines Grafikkabinetts die allgemein zugänglich gemachten Exponate der umfangreichen Grafiksammlung vor.

Diese Beiträge über die laufenden Forschungen, die Förderung der historischen Arbeit und die Darbietung der Ergebnisse umrahmen eine kleine Auswahl grösserer Forschungsbeiträge. Den auch umfangmässig grössten Teil nimmt eine biographische Arbeit über sieben liechtensteinische Ärzte des 19. Jahrhunderts ein. Jahrelang hat R. Rheinberger Material aus zahlreichen Archiven zusammengetragen, um sich «einen Einblick in die ärztlichen und damit in die sozial- und standesgeschichtlichen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts in Liechtenstein zu verschaffen». In knappen, aber erhellenden Kommentaren gelingt es ihm, den Zusammenhang mit der allgemeinen politischen und sozialen Entwicklung seit der Französischen Revolution herzustellen.

Kaum vorstellbar ist für uns an medizinischer Überversorgung und Kostenexplosion leidende Zeitgenossen, wie bescheiden Ausbildung und Aufwendung für ein Gesundheitswesen waren, das kaum diesen Namen verdiente. Ebenso zwiespältig erscheint die damalige staatliche Aufsicht und Kontrolle, die freilich auch der Abwehr von allerhand dubiosen Praktiken gedient haben mochte. Die Tätigkeit der Ärzte beschränkte sich natürlich nicht auf die engeren medizinischen Leistungen; ebenso bedeutsam ist der allgemeine Einsatz zur Verbesserung der sanitarischen und sozialen Bedingungen, und dies führte nicht selten direkt hinein in die allgemeine Politik, wie dies am Beispiel von Dr. Karl Schädler exemplarisch aufgezeigt wird. Auch wenn die Qualität und der Umfang der damaligen Fachausbildung uns recht bescheiden erscheint, so waren die vier allgemeinbildenden Semester zwischen Gymnasium und Fachstudium für die damaligen Ärzte wichtig, weil sie sie befähigten, durch ihre universelle Grundbildung auch eine herausragende Stellung im öffentlichen Leben einzunehmen.

Im Rahmen der Rezension kann nur auf die Fülle von Daten und biographischem Material hingewiesen werden; fast schade, dass nicht ein richtiges Personen- und Sachregister die vorliegende Arbeit für weitere Forschungen besser erschliesst. Die sorgfältige Arbeit zeichnet sich durch sehr schöne, teilweise farbig wiedergegebene Porträts und Faksimiles aus. Passend folgt darauf eine bibliographische Auflistung der «Schädler-Bibliothek», einer 95 Bände umfassenden Sammlung ärztlicher Literatur aus vier Generationen. Die medizingeschichtlich interessanten Bücher werden in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt; der äusserst knapp gehaltene Kommentar vermag allerdings dem medizingeschichtlich nicht bewanderten Laien deren Bedeutung nicht zu erschliessen.

Die Bedeutung des Historikers Peter Kaiser ist in Liechtenstein bekannt. Anlässlich der Präsentation der Neuedition seiner «Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein» – vgl. die Rezension im Werdenberger Jahrbuch 1991 – hat M. Bundi dessen Tätigkeit als Schulmann in Graubünden nachgezeichnet; die im Jahrbuch vorgelegte, leicht ergänzte Fassung vermag im Rahmen des Jahrbuchs die Erwartungen des Lesers auf eine etwas umfassendere Darstellung in Wort und Bild nicht zu befriedigen.

Hochinteressante Details aus neu erschlossenen Quellen zur erstmals nachgewiesenen Judengemeinde am Eschnerberg, die zwischen 1637 und 1651 bestand, liefert K. H. Burmeister. Allerdings lassen es die jetzt bekannten Angaben gerade zu, die wichtigsten Personen der Gemeinde namentlich zu fassen, aber vom inneren Leben der Gemeinde, von Gebäuden, Friedhof und Kulteinrichtungen sind kaum Spuren erhalten. Erhellend ist dafür die allgemeine Einordnung in die Geschichte des Dreissigjährigen Kriegs, als restriktive Massnahmen gegen die Juden in Österreich und der Schweiz diese in reichsfreie Territorien abdrängten. Anhand eines Schuldenverzeichnisses der Juden – es wird im Anhang vollständig abgedruckt – ergibt sich das Bild einer meist im Handel, vor allem im Pferdehandel tätigen Gruppe, die sich kaum von anderen Juden in Hohenems unterschied. Interessant ist, dass die Kredite durchschnittlich ausserordentlich bescheiden waren und eher als Ausstände für bereits ausgegebene Waren zu verstehen sind. Wie die Anfänge der Gemeinde am Eschnerberg, so lässt sich ihre rechtliche Stellung nur in Umrissen

fassen; zur Auflösung der Gemeinde scheinen immer wieder ausbrechende Streitereien beigetragen zu haben; über deren weiteres Schicksal gibt es bis jetzt nur Vermutungen.
So bietet dieser neue, sorgfältig und schön gestaltete Band des Liechtensteiner Jahrbuchs eine zuverlässige Information zum Stand der Geschichtsforschung und in den Schwerpunktartikeln eine interessante, zu neuen Forschungen und Querverbindungen anregende Lektüre.

O. A.

Lokalgeschichte an der Zeitenwende

Geschichte des Rheintals nebst einer topographisch-statistischen Beschreibung dieses Landes. 1805. Mit einer Einführung neu herausgegeben von Werner Vogler. Rheintalische Volkszeitung AG. Altstätten 1990. Auslieferung: Biene – Bank im Rheintal, Altstätten SG, 285 + XXX Seiten.

Nach dem Ende der Alten Eidgenossenschaft 1798 und der Gründung des Kantons St. Gallen 1803 war im Jahre 1805 bei Zollikofer in St. Gallen eine Rheintaler Geschichte erschienen, welche es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, Geschichte, politische Organisation und die topographische Beschreibung des unteren Rheintals in einem handlichen, schön ausgestatteten Buch zusammenzufassen; eine Karte und ein Dutzend prachtvoller Stiche von C. Sulzberger ergänzten das bibliophile Buch, das seither nie nachgedruckt und deshalb zu einem begehrten Sammelobjekt geworden war. Das Buch war ohne Autorenangaben erschienen.
Nun hat Werner Vogler eine sorgfältige Faksimile-Ausgabe besorgt und mit einem ausführlichen Vorwort versehen, welches die Angaben über den bzw. die Verfasser des Buches enthält und den heutigen Leser in die Lage versetzt, das historische Buch aus den damaligen Zeitbezügen zu verstehen. W. Vogler zeigt auf, dass geschichtsbewusste Bürger in solchen Beschreibungen sozusagen den geschichtlichen und geographischen Raum politisch-wirtschaftlichen Handelns absteckten, weil «sich von jeher, weder Regierung noch einzelne Bürger die Mühe gaben, die Schiksale und Begebenheiten desselben, sey es unter welcher Form es wolle, zu sammeln und aufzubewahren» (Vorwort S. 3). Dass der ausgedehnte geschichtliche Teil, angefangen von der rätischen Geschichte bis zur Gegenwart, auf den Seiten 9 bis 203 naturgemäss nur ein erster Versuch und aus heutiger historischer Sicht kaum noch von Interesse ist, versteht sich. Der Übergang in die damalige politische Gegenwart wird in den drei «Beylagen» abgesteckt, welche Befreiungsgesuch und -urkunden aus dem Jahr 1798 enthalten. Sehr informativ ist vor allem die systematische Beschreibung des Rheintals in 17 Abschnitten auf fast 50 Seiten: Hier ist in knapper Form manch interessantes Detail über das damalige wirtschaftliche Leben in den Dörfern zwischen Staad und Rüthi zu finden; die Aufzählung aller Siedlungen und Weiler zeigt auf, wie das Gemeindebewusstsein erst im Entstehen war. Einen breiten Teil nimmt die exakte Darstellung der entstandenen politischen und militärischen Ordnung des Bezirkes Rheintal ein.
Verwickelter ist die Verfasserfrage. Schon immer bekannt war, dass der historische Teil vom Toggenburger Johann Ludwig Ambühl stammt, der noch unter dem alten Regime den politischen Wert einer Lokalgeschichte erkannt und ihre Abfassung vorbereitet hatte. Unterstützt wurde er vom fortschrittlich gesinnten Jakob Laurenz Custer, bei dem er als Hauslehrer angestellt war. Unklar ist, welchen Anteil Georg Leonhard Hartmann am letzten Teil des historischen Abschnitts hat; von ihm stammt eventuell auch die topographisch-statistische Zusammenstellung des Buches, wenn sie nicht sogar Custer selbst verfasst hat. Der interessierte Leser würde sich allerdings eine etwas übersichtlichere und klarere Darstellung dieser heiklen Zuweisungsfragen wünschen. Die Übersicht über die Teile und Kapitel muss er sich etwas mühsam aus dem Vorwort und anhand der chronologischen Tabelle S. 217ff. und S. 284 gewinnen; ein Inhaltsverzeichnis oder sogar ein kleines Register wären nützlich. Trotzdem wird der Geschichtsfreund gerne das schöne Buch als einen interessanten und wertvollen Zeugen für das Entstehen eines regionalen Geschichtsbewusstseins in den Gründungsjahren unseres Kantons in seine Büchersammlung einreihen.

O. A.

Reportage des Grauens

Stefan Keller: «Maria Theresia Wilhelm, spurlos verschwunden. Geschichte einer Verfolgung». Rotpunktverlag, Zürich 1991, 122 Seiten.

Im Herbst 1989 veröffentlichte Stefan Keller in der hierorts wenig verbreiteten WochenZeitung (WoZ) eine Reportage des Grauens. Sie löste in unserer Region offene und verhaltene, auch kritische Reaktionen in einem Umfang aus, wie es dies das einheimische Schrifttum seit Jahren nicht vermocht hatte. Leicht überarbeitet und ergänzt, liegt dieser Bericht, für den Keller mit dem Zürcher Journalistenpreis und dem Publizistikpreis des Landes Kärnten ausgezeichnet wurde, nun als Broschüre vor.
Erzählt wird darin, wie dem Studnerberger Ulrich Gantenbein (dem fast legendären «Sandbühler») und seiner zweiten Frau Maria Theresia ein Weg unsäglichen Leidens gewiesen wurde, und wie sich der entsetzliche Vollzug eines Urteils von Menschen über Menschen schrittweise abgespielt hat. Keller macht kein Hehl daraus, dass er als Ankläger auftritt, vermeidet es aber sorgfältig, aus sicherem Abstand leichtfertig Leute an den Pranger zu stellen. Die Probleme kommen eben vielgestaltig daher; mühsam ist es, ihre Wurzeln zu suchen. Liegen sie im streng religiösen Weltbild der Umgebung? Im harten Leben einer Bevölkerung, welche Aussenseitern verständnislos gegenübersteht? Im schwierigen, unangenehmen Verhalten der Hauptpersonen selbst? In der Unfähigkeit der Psychiater oder einfach im Rachedurst beleidigter Honoratioren? Keller argumentiert nicht gehässig, macht es sich nicht einfach mit der Unterteilung in schwarze und weisse Schafe, und erreicht schliesslich, dass sich der Leser fassungslos fragt, ob das alles – nur eine Generation zuvor – wirklich bei uns habe geschehen können.
Es geht dem Autor gewiss nicht darum, Grabser Bürger, werdenbergische Behörden und st.gallische Spitäler als Teufel und Höllen zu entlarven. Auf die Orte der Handlung ist er mehr zufällig als gezielt gestossen; sie könnten wohl auch anderswo gefunden werden. Was an dieser Darstellung totalen Versagens damaliger fürsorgerischer und psychiatrischer Betreuung, deren ultima ratio offensichtlich die Folter war, besonders schockiert, ist der Verlauf der Massnahmen. Die Maschine, die mit einem Disziplinierungsversuch in Gang gesetzt wurde, lief ja nicht selbsttätig weiter bis zur Zerstörung zweier Persönlichkeiten, sondern musste immer wieder von

Menschen neu angekurbelt werden, von Menschen, die mit ihren unzureichenden Mitteln vermeintliche Krankheiten behandelten, ohne die damit Behafteten als Mitmenschen sehen zu können. Man vermisst jegliches Mitgefühl, spürt nach jedem Misserfolg die trotzige Weigerung, humanere Methoden ausfindig zu machen, zu helfen anstatt zu strafen.
Stefan Keller hat den Mantel des Vergessens, der sich mit den Jahren über ein erschütterndes Familienschicksal gebreitet hat, gelüftet und schonungslos die Ohnmacht der Opfer dargestellt. Verdienen würde es zweifellos auch die Ohnmacht der Gesellschaft und ihrer Exponenten, anhand eindrücklicher Beispiele einmal verständnisvoll untersucht zu werden.

N. K.

Erinnerung an den Bergbau im Gonzen

Paul Hugger: «Der Gonzen. 2000 Jahre Bergbau». Hg. im Auftrag der Eisenbergwerk Gonzen AG, Sargans. Lehrmittelverlag des Kantons St. Gallen, Rorschach 1991, 222 Seiten.

hc. Als am 2. Mai 1966 die Georg Fischer AG und die Gebrüder Sulzer AG die Schliessung der Erzgrube ihrer gemeinsamen Firma Eisenbergwerk Gonzen AG beschlossen, ging eine 2000 Jahre lange Bergbautradition zu Ende. Schon zur Römerzeit als Vorkommen hochwertiger Eisenerze bekannt, war der Gonzen im Lauf der Jahrhunderte zum bedeutendsten Bergwerk der Schweiz geworden. Von einem bescheidenen Stollensystem auf 1000 Metern über Meer in der Nähe der Knappensiedlung Naus erweiterte sich das Abbaugebiet schliesslich auf gegen 90 Stollenkilometer, und heute ist der mächtige Gonzenberg von oben bis unten von einem zusammenhängenden Gangnetz durchwühlt.
So sind insgesamt 2,7 Millionen Tonnen Erz gefördert worden. Die Geologen schätzen, dass nochmals über fünf Millionen Tonnen im Berg liegen. Dank dem vorhandenen Stollensystem wäre diese eiserne Reserve in einer künftigen Versorgungskrise relativ leicht zu gewinnen. Zum heutigen Weltmarktpreis von weit unter 40 Franken pro Tonne für hochwertiges Erz wäre der Bergbau am Gonzen allerdings in hohem Masse defizitär. Es war denn auch das rasche Absacken des Erzpreises von 80 auf unter 40 Franken in den fünfziger und sechziger Jahren, welches den Gonzenbergbau hoffnungslos in die roten Zahlen rutschen liess. Schliesslich brachte der als Abfall anfallende Kalk der Firma mehr ein als das geförderte Erz. Ein harter Schlag für das Unternehmen, welches im Zweiten Weltkrieg dank kräftiger Nachfrage aus der Schweizer Metallindustrie und von den Waffenschmieden im Ruhrgebiet mit einer Rekordjahresproduktion von 116 000 Tonnen Eisenerz (1942) und einer Belegschaft von 380 Arbeiterinnen und Arbeitern nach der Krise der dreissiger Jahre neues Selbstvertrauen gewonnen hatte.
Geschichte und Geschichten des Bergwerks sind jetzt auch in einer Publikation dargestellt. Ziel des Buchprojektes war nicht nur ein Abgesang auf den Gonzner Bergbau aus historischer, wirtschaftlicher und technischer Sicht, sondern die Dokumentation des harten und einfachen Lebens der ehemaligen Bergwerker. Eine solche Spurensicherung war um so dringender, als die Zahl jener Männer und Frauen, welche die Arbeit im Berg und deren Bedeutung für die Region noch aus persönlichem Erleben kennen, kleiner und kleiner wird.
Es war deshalb folgerichtig, dass der Auftrag für dieses Buch an einen Ethnologen ging. Mit Paul Hugger, Professor für Volkskunde an der Universität Zürich, ist eine glückliche Wahl getroffen worden. Als Autor für ein Kapitel über Geschichte, Geologie, Bergbautechnik und Verhüttung konnte Willfried Epprecht, emeritierter Geologieprofessor der ETH und während eines halben Jahrhunderts Geologieexperte am Gonzen, gewonnen werden. Leider ist Epprecht, noch vor der Vernissage des Gonzenbuches, im Juli 1991 gestorben.
Das Buch ist in der Tat zum umfassenden Zeitdokument geworden. Ein erstes Kapitel setzt die Bedeutung des Gonzen in Relation zum Bergbau in der übrigen Schweiz. Dabei kommen nicht nur Geschichte und Techniken der hiesigen Erzgewinnung zur Sprache, es werden auch Fragmente der Bergwerkskultur wie auch Leben und Bedeutung der Köhler, der unentbehrlichen Brennstofflieferanten für die Erzaufbereitung, vorgestellt. Den Menschen ganz ins Zentrum rückt schliesslich jener Buchteil, der anhand von ausführlichen Gesprächen mit 45 ehemaligen Bergwerkern und deren Angehörigen das Leben mit dem Berg hautnah schildert. Geduldiges Zuhören und mitfühlendes Fragen haben dem Volkskundler und seinen Mitarbeitern jene verflossene Welt der Kargheit (nicht Armut), des Einfachen und Unspektakulären erschlossen. Die Bergwerker und Bergwerkerinnen – das Sortieren und Verlesen des gebrochenen Erzgesteins in der Aufbereitungsanlage war Frauenarbeit – bezeugen noch nach Jahrzehnten, wie zufrieden sie trotz strengster Arbeit damals waren, wie auch ohne Komfort und Überfluss glückliches Leben möglich war. Und die verhältnismässig selbständige Arbeitsweise scheint den Mineuren und Handlangern den Preis der Gefahr des lawinenbedrohten täglichen Anmarschweges den Gonzenberg hinauf zum Stolleneingang und eines frühen Gehörschadens infolge enormer Lärmbelastung wert gewesen zu sein. Das Leben mit dem Berg spiegelt sich auch in harmloseren Episoden: die rote Farbe des Bohrwassers, welche Haut, Kleider und Bettzeug dauerhaft imprägnierte, die Hänseleien zwischen den katholischen Sargansern und den evangelischen Werdenbergern, die bescheidenen Freuden der Fasnacht oder der Barbarafeier.
Der Text wird durch die vom Zürcher Photographen Giorgio von Arb porträtierten Gesichter und Hände der Befragten eindrücklich begleitet. Und im Herzen des Buches öffnen sich jene Bilder von Louis Beringer aus dem Jahre 1943, die wie kein Einzeldokument vorher und nachher den Alltag im Gonzen für die Öffentlichkeit lebendig werden lassen.
Paul Hugger hat die Botschaft des Buches an der Vernissage in einem Satz zusammengefasst: Hier ist ein Zeugnis jener Schweiz, welche harte Arbeit noch nicht delegierte, ein Zeugnis für die Mühsal und den Staub, welche das Fundament unseres heutigen Wohlstands sind. (NZZ, 5. September 1991, Nr. 205.)

Alte Werdenberger Ansichtskarten

Konrad Sonderegger (Red.): «Das Rheintal um 1900. Band 3: 180 alte Ansichtskarten vom Bezirk Werdenberg mit den Politischen Gemeinden Sennwald, Gams, Grabs, Buchs, Sevelen und Wartau.» Buchdruckerei R. Weber AG, Heiden 1991, 184 Seiten.

Das Büchlein mit den 180 kurz nach der

Jahrhundertwende entstandenen Ansichten, im Querformat gebunden, besticht auf den ersten Blick durch die drucktechnisch recht gelungene Aufmachung und die klare Gliederung des Inhalts. Dem Betrachter eröffnet sich mit den Reproduktionen eine Fülle von interessanten Einblicken und Zeugnissen in und über unseren Bezirk aus dieser Epoche. Das Titelbild inbegriffen, lockern zehn farbige Wiedergaben den Bildteil zudem positiv auf. Es ist dem Herausgeber gelungen, praktisch alle Dörfer und Weiler des Bezirks zu dokumentieren, wobei ein einfaches Inhaltsverzeichnis die gesuchten Ortschaften rasch finden lässt. Die Deckel-Innenseiten zieren eine in grünem Farbton gehaltene, mit Marc signierte Reproduktion eines Aquarells des Schlosses Werdenberg (vorne) und eine gleichfarbige Kohleradierung von Benjamin Steck mit dem ehemaligen Restaurant Drei Könige in Sevelen (hinten). Diese passen aber betreffend Wiedergabe und Entstehungszeit nicht so recht zu den übrigen Bildinhalten. In keiner Weise mögen leider die Kommentare zu den Ansichten zu genügen. Dieser Umstand scheint auch dem Redaktor nicht entgangen zu sein, schreibt er doch eingangs beinahe entschuldigend: «Die Redaktion hat sich bei der Abfassung der Texte [...] alle Mühe gegeben, ohne dass sie Gewähr oder Verantwortung für die Richtigkeit übernehmen kann.» Bei mehr als der Hälfte der Kommentare wurden Stichwörter und Legenden von den Ansichtskarten als Wiederholungen und zum Teil mit allen orthographischen Fehlern unbesehen übernommen und zitiert. Der grösste Teil der Legenden beinhaltet langweilige Formulierungen wie «schöne/alte Gruss-/Ansichts-/Lithokarte», etwa ein Drittel weitere Banalitäten, die jedem Betrachter sofort ins Auge springen. Rund die Hälfte der Informationen besteht aus wirr zusammengetragenen Daten und Fakten aus der Lokalgeschichte der Gemeinden, deren Richtigkeit mancherorts angezweifelt werden muss und die vielfach in keinen direkten Zusammenhang mit dem Bildmaterial gebracht werden können. Laut Vorwort hat sich «die Redaktion [nochmals] alle Mühe gegeben, das vorliegende Buch sowohl bildlich als auch textlich interessant zu gestalten.» Die zahlreichen arg missratenen Kommentare, oft in schlechtestem Deutsch verfasst, lassen sich mit dieser Anmerkung aber kaum entschuldigen, und der Leser darf sich in guten Treuen fragen, auf welche «Mithilfe ortskundiger Rheintaler» bei der «Suche nach den passenden Texten» sich der Redaktor stützen konnte. Vielmehr scheint er diverse Lokalführer und Ortsprospekte in schriftlicher Form zu Rate gezogen zu haben, worauf die für jede Gemeinde vergleichenden Einwohnerzahlen sowie die des Haus-, Vieh- und Rebenbestandes – immerhin aus den gleichen Jahren (1896/1900 und 1980) und ebenfalls als Bildtexte verwendet – hinweisen. Dass es der Redaktion mit der Herausgabe dieses Buches darum ging, «Zeugen der alten Zeit [...] einem weiteren Interessentenkreis zugänglich zu machen», ist tatsächlich eine löbliche Absicht. Das vielfältige Bildmaterial vermag gewiss ein breites Publikum zu interessieren, die oberflächliche Kommentierung hingegen passt schlecht zum verhältnismässig hohen Preis.

H. G.

Bericht aus der HHVW

Die Vereinstätigkeit 1990/91

Gerhard R. Hochuli, Buchs,
Präsident der HHVW

Entgegen der landläufigen Meinung scheint das Eintauchen in die tieferen Schichten der Vergangenheit durchaus nicht das etwas einsame Werkeln von Historikern und Geschichtsfreunden zu sein. Da genügt schon eine Eisleiche, die ihren Kopf aus dem Firn eines Tiroler Gletschers streckt, um Geschichte zum seitenfüllenden Spektakulum werden zu lassen. Die Emotionen, die dabei an die zeitgenössische Oberfläche gespült werden, haben zwar sachlich mit dem armen Erfrorenen kaum etwas zu tun, aber sie entstammen selbstverständlich ebenfalls einer längst bedeckten historischen Wurzelstruktur. So vermag irgendein Ereignis aus der Kälte der Vergangenheit entzündend auf die Gegenwart einzuwirken und dabei die Stränge offenzulegen, die uns nach rückwärts verbinden. In ähnlicher Weise haben die 700-Jahr-Feiern der Eidgenossenschaft als Anlass zum Griff in die Geschichte gedient. Erfreulicherweise ist dies zumeist mit der kritischen Sorgfalt geschehen, die dem Historiker auferlegt ist. Damit konnte der Prozess des Mythenabbaus, der in Fachkreisen seit längerem im Gange ist, endlich zur Diskussion in der Öffentlichkeit geraten. Mit dem Werdenberger Jahrbuch 1991 ist dies auch für unsere Region geschehen. Nicht verhehlt seien die Gefahren, die damit verbunden sind. Da kann sehr wohl die korrigierte Verklärung zu einem Standortverlust beitragen, den es mühsam nach neuen Gesichtspunkten wieder aufzubauen gilt. Und damit ist unsere Verantwortung als HHVW angesprochen, unablässig historisch bewusstseinsbildend zu wirken. Die andere Versuchung liegt in der Vereinfachung der Wirklichkeit, die vorerst ohnehin schon durch die oft bescheidene Quellenlage bedingt ist und dann noch einmal bei der «Nutzanwendung» von Geschichte leichtfertig vollzogen wird. Auch das kann von uns nur als Ansporn verstanden werden, der Quellenforschung vertieft Aufmerksamkeit zu schenken, obwohl sich gerade in diesem Bereich der Mangel an fachkundigen Mitarbeitern besonders schmerzlich bemerkbar macht.

Anerkennungspreis der Arbeitsgemeinschaft Rheintal–Werdenberg

Am 6. September 1991 ist der Historisch-Heimatkundlichen Vereinigung des Bezirks Werdenberg der Anerkennungspreis der Arbeitsgemeinschaft Rheintal–Werdenberg im Betrag von 3000 Franken verliehen worden. Eine bescheidene, aber gediegene Feier in den noch leeren Räumen des Schlangenhauses im Städtli Werdenberg brachte zum Ausdruck, wie nötig und sinnvoll die Zusammenarbeit der kulturellen Institutionen in unserem Rheintal ist.